

EVELIN YOUSEF

## «Verletzungen können herausfordern»

**Evelin Yousef bewegt sich wie irgendeine Frau ihres Alters. Scheinbar. Aber im Leben von Evelin Yousef ist fast nichts so wie im Leben irgendeiner Frau ihres Alters, zumal einer hiesigen. Wie Evelin denkt und spricht, nach allem, was sie erlebt und überlebt hat, berührt und beeindruckt.**



Die Geschichte von Evelin Yousef: beeindruckend-berührend. Bild: zVg

Ich wurde in Aleppo geboren, 1988. Ursprünglich bin ich Kurdin aus Afrin. Mein Vater arbeitete in Aleppo bei der Syrischen Bahn in der Logistik. Wir sind sechs Kinder, ich bin die Älteste. 2012, nachdem ich mein Studium in Mathematik absolviert hatte, mussten wir aufgrund des Krieges zurück in unser Dorf. Dort heiratete ich ein Jahr später. Weil mein Mann Mitarbeiter einer Bank in Aleppo war, zogen wir wieder dort hin. Ich wollte nicht, die Situation in Aleppo war schrecklich. Es gab immer bewaffnete Konflikte zwischen der Regierung und der Opposition. Jeden Tag starben viele unschuldige Leute. Mein Mann sagte aber: «Es wäre schade, wenn wir beide mit unseren guten Ausbildungen in den Libanon oder in die Türkei gingen und keine anständige Arbeit finden würden.» Genau fünfzig Tage nach unserer Hochzeit explodierte unser Auto wegen einer Mine und er starb sofort. Erst vierzig Tage später – wir machen dann eine Erinnerung für unsere Toten – erzählten sie es mir. Ich vergesse ganz, von meiner Situation zu berichten: Ich verlor mein rechtes Bein und den linken Fuss. Aber ich war so stark. Ich hatte keine Krise, keinen grossen Schock. Ich akzeptierte es. Ich hatte viele Wunden: am Finger,

am Kopf, am Rücken. Ich hatte nur eine heisse Luft gespürt und dass ich flog, nachher war ich bewusstlos. Viele Leute denken, dass ich traurig bin. Aber es ist eigentlich nicht so. Wenn ich über meine Geschichte spreche, fühle ich mich sehr stark und bin nicht nur auf mich, sondern auf alle Syrer und Syrerinnen stolz, denn was wir erlebten, kann eigentlich niemand aushalten. Aber der Krieg hat nicht nur dunkle Schatten, sondern auch helle Seiten. Er machte mich stark. Ein Jahr blieb ich im Bett und im Rollstuhl. Dann liess ich Prothesen machen. Wegen des Krieges waren sie aus schlechtem Material. Das Gehenlernen dauerte etwa ein Jahr. Im Spital sagten sie mir, dass das Gehirn mit der Zeit vergesse, auch wegen der Amputationen. Das Gleichgewicht zu finden war deshalb sehr schwierig. In der ganzen Notsituation gab es auch keine Physiotherapie. Ich fand dann Arbeit in der Verwaltung. Aber mit meinen schlechten Prothesen schaffte ich den Arbeitsweg fast nicht, meine Mutter musste mich jeden Morgen bis zur Busstation begleiten, der Weg war steil und steinig. Viele fragten mich: «Warum gehst du zur Arbeit, wenn du nicht gut unterwegs bist?» Ich sagte: «Ich will das Gefühl haben, als Mensch wichtig zu sein.»

Aber nach einem Jahr kündigte ich. Ich arbeitete dann bei einem Apotheker als freiwillige Assistentin, Pharmazie interessierte mich immer schon. Aber auch hier war der Arbeitsweg mit dem Bus sehr beschwerlich. 2017 entschied ich, nach Europa zu kommen. Ich versuchte mehrmals, zu meinem Bruder in die Türkei zu gelangen, aber der illegale Grenzübertritt war für uns zu teuer. Ich glaube, im September 2017 erhielt ich einen Anruf von einer Frau aus meiner Stadt, die in Bern als Dolmetscherin arbeitete. Sie wollte für mich ein Visum organisieren. Deshalb musste ich in den Libanon gehen zu einem Cousin. Nach drei Monaten erhielt ich das Visum. Doch ich war gar nicht glücklich. Seit dem Moment, wo ich mich von meinen Eltern verabschiedete, hatte ich ein Gefühl, dass etwas Schlimmes passiere, wenn ich hierherkomme. Aber mein Vater wollte, dass ich ging. Er hoffte, dass ich hier ein besseres Leben haben würde, gute Prothesen und eine gute Zukunft.

Am 18. März 2018 kam ich in Zürich an und wohnte ein paar Tage bei einem Onkel. Etwa eine Woche hörten wir gar nichts von meiner Familie. Ich hatte Angst, dass alle gestorben seien. Deshalb wurde meine psychische Situation sehr schlecht. Und ich hatte von meinen Verwandten in Europa gehört, das Leben in einem Asylzentrum sei ein schreckliches Leben. Aber ich musste mich als Asylsuchende anmelden. Ein ganz fremdes Land, schlechte Prothesen, die Angst um meine Familie – es ging mir psychisch immer schlechter und ich konnte mir nicht vorstellen, weiter mit acht Frauen in einem Zimmer im Asylzentrum zu bleiben. Ich musste für drei Monate in die Waldau. Das fand ich total falsch. Ich war schon krank, aber bei den Leuten dort, die verrückt waren, fühlte ich mich auch wie sie. Dann brachte man mich in ein Altersheim. In den Lorrainehof. Jede Woche starben dort Leute vor meinen Augen. Und ich wurde rassistisch und schlecht behandelt. Vor allem von einem Chef. Bis heute kann ich nicht verstehen, dass ich dort leben musste und wie ich dort zwei Jahre leben konnte. Wegen all dieser Probleme verlor ich mein Selbstbewusstsein total. Ich war tot, aber immer noch am

**«Ich war tot, aber immer noch am Leben.»**

Leben. Mir wurde nicht geholfen. Die Psychiater verstanden meine Situation nicht, sie gaben mir nur starke Medikamente, die mich psychisch und körperlich immer kränker machten.

Nach zwei Jahren im Altersheim erhielt ich den Ausweis B. Und mir wurde klar: «Wenn du jetzt nicht weggehen kannst aus dieser Situation, wirst du dein ganzes Leben lang im Spital mit den Verrückten bleiben. Du musst dich entscheiden: Entweder das, oder du wirst wieder stark und selbstsicher.» Ich gab mir immer Mühe, mir selber zu helfen, aber es dauerte ungefähr ein Jahr, bis ich stabil wurde. Ohne Hilfe von Ärzten und zu meiner Enttäuschung auch ohne Hilfe von meinen Leuten. Jedes Mal, wenn ich depressiv wurde, sah ich mich am Boden. Kraftlos, fast gestorben, in einem langen, dunklen Zimmer. Eine meiner Schwestern und ein sehr guter Freund waren dann bei mir und sagten: «Steh auf und schau nach vorne!» Dort konnte ich ein Licht se-



hen. Ich stand auf und lief ein bisschen, ihre Stimmen wurden immer lauter, bis ich rannte und am Ende konnte ich aus diesem Tunnel hinausgehen und die Sonne sehen. Zum Glück hatte ich dann eine sehr gute Sozialarbeiterin beim Roten Kreuz. Zusammen fanden wir eine Wohnung und sie meldete mich bei einer guten Sprachschule an (Evelin spricht nahezu perfekt Deutsch! kb) und beim HEKS zur persönlichen Beratung. Sie half mir in ein normales Leben. Zum Glück habe ich mit meinem Bachelor das Recht, an der Uni Bern zu studieren. Im Herbst 2022 fange ich mit Pharmazie an. Ich erhielt ein Stipendium. Und möchte einen Job finden, ein Praktikum in einer Apotheke. Ich habe schon viele Bewerbungen geschickt und warte auf Antwort. Zurzeit arbeite ich als Freiwillige: im Zentrum5 in der Bibliothek und in einem Café für Asylsuchende. Weil ich merkte, dass die Leute in der Schweiz sich freuen, wenn die Asylsuchenden sich integrieren wollen, besuche ich auch einen Berndeutschkurs im Denk:mal in der Lorraine. Ich habe viele Vorstellungen über Asylsuchende ändern können. Manchmal ist es für uns Anderssprachige aber auch schwierig, wenn zum Beispiel auf einer Behörde nur Dialekt gesprochen wird. Und wenn ich bitte, Hochdeutsch zu reden, werden sie ärgerlich. Wenn man kein Schweizerdeutsch sprechen kann, ist man nicht voll akzeptiert. Mein Traum: Ich möchte Mental Coach werden und andern helfen. Für die Ausbildung, die Ende Oktober beginnt, suche ich noch ein Stipendium.

Ich wohne in Schliern und bin jetzt schon zu Hause hier. Mit diesem Interview möchte ich mich auch bei der Schweiz bedanken. Und allen sagen: «Nicht aufgeben, nicht aufhören zu kämpfen und das Licht am Ende zu suchen!»

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi

**+ 106 ebenso spannende Quartier-Chöpf-Portraits finden Sie auf [www.afdn.ch](http://www.afdn.ch)**